

# Die Neue Welt

Nr. 8

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Zwei Lieder.

Von Casar Flaishken.

### Im Spiel des Lebens.

Auf und nieder  
Schwankt die Waage  
Deiner Tage,  
Wie sich füllen  
Ihre Schalen,  
Diese hoch und jene tief.  
  
Laß sie sinken,  
Laß sie steigen,  
Diese hoch und jene tief . . .  
  
Du nur zwischen beiden stehe  
Unbeirrt in deinem Ziel,  
Stark und fest, als Halt und Träger,  
Als gerechter Gleicher und Wäger,

Still und ruhig, über ihrer  
Saben jede Stunde wechselnd:  
Leisem Auf- und Niederspiel!

\*

### Einem Kinde.

Sei nicht traurig,  
Sei nicht traurig —  
Es ist heute nur  
So trübe,  
Es ist heute nur  
So schwer!  
  
Morgen blüht die Sonne wieder,  
Leuchten Rosen weiß und roth,  
Und das Lerchenlied der Hoffnung

Jubelt in den hellen Morgen,  
Jubelt in den blauen Himmel,  
Siegreich über Leid und Noth! . . .

Quillt und schwillt mit jungen Kräften,  
Quillt und schwillt mit junger Lust  
Lebenwarm dir in die Brust,  
Weckt und wappnet deine Seele  
Glaubensfroh zu neuer Wehr! . . .

Sei nicht zag drum,  
Sei nicht traurig —  
Es ist heute nur  
So trübe,  
Es ist heute nur  
So schwer!

## Gerichtsrath Johannmann.

Novelle von G. Macashy.

(Schluß.)

Am Tage nach diesem ersten verunglückten Versuch, sich aus dem Fenster zu stürzen, ging der Rath in Begleitung Joachims im Garten der Irrenanstalt spazieren. Er schien die Ereignisse von vorher ganz vergessen zu haben und war friedlicher und guter Laune.

„Vergiß die Akten nicht!“ sagte er zu Joachim.  
„Nein, Herr Rath!“

Eine Weile schwieg er und ging nachdenklich vor sich hin. Dann sagte er: „Und die Deklination! Man sagt: die Kröte, der Kröte —. Besonders der Singular ist wichtig. Das vertreibt die Angst. Man kann aber auch andere Worte gebrauchen — der Hals, das Messer — eine Menge. Auch im Plural kann man sie gebrauchen. Aber das erfordert viel Nachdenken. Am besten eignet sich Kröte. Kröte ist ein gutes Wort.“

Inzwischen setzte oben der Schlosser ein neues Gitter ein.

Als der Rath in sein Zimmer zurückgekehrt war, untersuchte er in einem Augenblicke, wo er unbewacht war, das Gitter.

„Seltsam!“ dachte er. „Ich habe es durchgefeilt, ganz durchgefeilt. Die Stäbe unten und zwei Querstäbe. Und jetzt ist es wieder ganz.“

Er stand lange und überlegte. Er rüttelte an den Stäben, aber sie gaben nicht nach.

Dann dachte er: „Nein. Ich habe es nicht durchgefeilt. Ich wollte es erst durchfeilen. Die Feile, der Feile, der Feile — ich wollte es durchfeilen, aber ich fand die Feile — Altusativ — nicht. Aber ich werde mir jetzt die Feile holen.“

Er trat zur Thür, die verschlossen war.  
Oben kam Joachim herein.

„Was suchen Sie, Herr Rath?“

„Nichts. Ich deklinire.“

Verlegen drehte sich der Rath um und murmelte: „Die Spinne, der Spinne.“

Seit jenem Tage aber machte er keinen Versuch mehr, das Gitter zu durchfeilen.

\* \* \*

Der Sommer verging.

Der Rath war ganz ruhig und friedlich geworden wie ein Kind.

Stillvergnügt sah er tagaus, tagein am Fenster und schaute über die Mauer hinüber in den Garten, dessen Laub sich immer röther und fahler färbte. Und er freute sich, wenn er die Vögel singen hörte. Er lauschte auf jeden Ton und fand Melodien heraus aus imaginären Musikwerken. Oder er ging umher und deklinirte leise vor sich hin. Er suchte sich ein Wort und deklinirte es. Wenn er ein Geräusch an den Dielen hörte, deklinirte er: die Maus, der Maus. Und er fand, daß es ein gutes Wort sei. Wenn ihm Joachim beim Anziehen half, deklinirte er seine ganzen Kleider, und bei jedem Stück fand er, daß es ein gutes Wort sei.

Eines Tages sagte Doktor Grau, der oft ins Haus kam, zur Rätthin: „Nun ist alle Gefahr vorüber. Er wird schwachsinnig bleiben und ganz zum Kinde werden. Aber er wird immer gut und harmlos sein. Man brauche ihn jetzt garnicht mehr zu bewachen.“

Und er rieth ihr, den Rath aus der Anstalt zu nehmen und ihm den Wärter zu behalten.

Aber die Rätthin wollte nichts davon wissen.

Sie dachte: „Ich lasse mich nicht betrügen. Er verstellt sich. Er merkt, daß er dort seinen Plan nicht ausführen kann. Er verstellt sich nur, um endlich zum Ziele zu gelangen.“ Und sie blieb dabei, daß er in der Anstalt bleiben solle.

Ein anderes Mal sagte Doktor Grau: „Haben Sie keine Sorge mehr! Er läßt sich lenken wie ein Kind. Er kennt keinen Widerspruch. Wenn Sie ihm sagen, er soll essen, so wird er essen. Er wird die schlechtesten Speisen gut finden. Wenn Sie ihm befehlen, er soll zu Bette gehen, so wird er sich ohne Murren niederlegen. Wo Sie ihn hinsetzen, wird er sitzen bleiben. Am besten ist es, ihn ganz sich selbst zu überlassen, er fühlt sich wohl und glücklich.“

Endlich überredete der Doktor sie, daß sie den Rath wenigstens einmal besuche. Sie that es widerwillig. Aber sie ging doch mit dem Doktor.

Als sie eintraten, fanden sie den Rath, auf dem Boden sitzend, damit beschäftigt, einen Knäuel Wolle aufzuwickeln. Er beachtete sie kaum und war ganz in seine Arbeit vertieft. Als ihn der Doktor auf seine Frau aufmerksam machte, sah er sie an und nickte ihr freundlich zu. — —



Und so willigte schließlich die Näthin ein, daß man den alten Mann wieder nach Hause schaffe.

Als er seine Zimmer wieder sah, lachte er und freute sich. „Hier sei es doch viel besser,“ meinte er. Er ging überall umher und besah sich die alten Möbel und streichelte sie und grüßte sie lächelnd.

Doktor Grau hatte ihm einen Hampelmann mitgebracht. Darüber hatte er eine kindische Freude. Er nannte ihn Jule, weil, wie er behauptete, jeder Hampelmann Inse heißen muß. Und mit diesem spielte er den ganzen Tag. Er zog ihn auf und ab und stellte ihn vor sich hin und lehrte ihn declinieren. Auch schleifte er ihn an einer Schnur durch alle Zimmer mit sich und setzte sich irgendwo in einem Winkel auf den Boden, um seinen Hampelmann zu streicheln und aufzuziehen.

Oft kam er in die Wohnstube herüber und nahm in seiner gewohnten Ecke am Fenster Platz. Dort saß er Stunden lang und ließ seinen Hampelmann baumeln und lachte dazu. Die Näthin schien er gar nicht zu bemerken.

Bei den Mahlzeiten, die er nun wieder am Familientisch einnahm, saß er still und friedfertig in sich versunken und aß ruhig, was man ihm vorlegte. Aber es mußte ihm geschnitten werden, denn er aß nur mit dem Löffel. In lichterem Augenblicken zeigte er am meisten Sympathie für Gertrud. Einmal streichelte er zärtlich über ihr Haar und sagte: „Kleines Krötchen, Du siehst blaß aus!“ Und er sah sie gutmüthig und besorgt an. Aber es war nur wie ein Reflex aus früherer Zeit. Er dachte sich nichts dabei. —

Aber all dies benahm der Näthin nicht ihre entseglige Furcht.

„Er verstellt sich doch!“ sagte sie bei sich. Und sie forschte in seinen Mienen, in seinen Blicken. Sie beobachtete ihn unausgesetzt und war stets wie zur Vertheidigung ihres Lebens gerüstet.

An einem Nachmittage im Spätherbst saß die Näthin am offenen Fenster in der Wohnstube und überlegte.

Gertrud war zu ihrer Tante gegangen und die Magd hatte die Näthin selbst fortgeschickt, um Einkäufe in der Stadt zu besorgen.

Sie saß lange und wartete auf das Hereinbrechen der Dämmerung.

Ihr einziger Gedanke war: Heute mußt du's ausführen.

Als es ganz finstern geworden war, erhob sie sich und ging in das Zimmer des Rathes hinüber. Der Rath saß, wie gewöhnlich, am Boden und spielte mit dem Hampelmann. Die Näthin sagte zu ihm: „Komm!“

Er stand auf und folgte ihr.

Sie lehrten in das Wohnzimmer zurück.

„Willst Du etwas haben?“ fragte die Näthin.

„Nein.“

„Willst Du Zucker haben?“

„Ja.“

„Aber Du mußt thun, was ich Dir sage. Willst Du das thun?“

„Ja.“

„Gut. Dann bekommst Du Zucker. Stell Dich hier auf das Fenster.“

Der Rath gehorchte ihr und kanerte sich auf die breite, niedrige Fensterbrüstung. Er sah seine Frau ganz verwundert an.

Die Näthin, die mit Mühe ihre Aufregung beherrschte, sagte ruhig: „Du bekommst Zucker, wenn Du in den Hof hinunter springst. Willst Du?“

„Ja.“

„Nun, so spring!“

Nach einer Weile sagte der Rath: „Ich habe Furcht.“

„Spring, sag ich Dir!“

Die Näthin trat zu ihm hin.

Der Rath schaute in den Hof hinab und sagte dann verzagt: „Ich habe Furcht.“

Dann klammerte er sich mit einer Hand an das Fensterkreuz und jammerte: „Ich habe Furcht. Du machst so böse Augen.“

„Spring!“ schrie die Näthin heiser.

„Nein! Nein!“ wimmerte der Irre. „Du machst solche Augen!“

Da wurde die Näthin rasend. Sie riß den an einer Schnur herabbaumelnden Hampelmann an sich und schlug damit auf die Hände des Rathes los. Schreiend und wimmernd ließ dieser das Fensterkreuz aus den Händen und wollte von der Brüstung herab in das Zimmer springen.

Da stieß die Näthin mit dem Aufgebot all ihrer Kraft nach seiner Brust, so daß er das Gleichgewicht verlor.

Ein gellender Aufschrei, dann ein dumpfer Fall und es wurde still.

Die Näthin horchte.

Keuchend, wie zum Sprunge bereit und halb geduckt, stand sie da und horchte.

Es wurden Stimmen laut.

Menschen versammelten sich im Hofe.

Die Näthin flüchtete in die Küche.

Als Gertrud heimkehrte, fand sie die Wohnung offen und auf der Treppe und unter der Thür standen die Menschen.

Im Wohnzimmer lag die Leiche des Rathes. Weinend und klagend kam ihr die Mutter entgegen und umarmte sie.

Dann zeigte sie auf den Todten.

„Gräßlich!“ sagte sie und schluchzte.

Doktor Grau kam. Er konnte garnicht begreifen, wie das möglich gewesen war. Unter Thränen versicherte die Näthin, sie sei noch fünf Minuten früher in seinem Zimmer gewesen und da hätte er ruhig gespielt. Es sei entseglig.

Mit eiserner Energie hatte die Näthin den letzten Ereignissen Trotz geboten. Sie hatte nur den einzigen Gedanken, der sie ganz in Anspruch nahm: nur jetzt nicht unterliegen.

Ohne fremde Hilfe hatte sie alle Anordnungen für das Begräbniß des Rathes getroffen. Sie hatte die zahllosen Menschen empfangen müssen, die sich jetzt des Rathes erinnerten, während sie ihn Zeit seines Lebens gemieden hatten. Die größte Pein waren ihr diese Leute mit ihren Fragen, und immer wieder mußte sie erzählen, wie das gekommen sei.

Am Abend nach dem Begräbniß aber war ihre Kraft zu Ende. Ein heftiges Nervenfieber ergriff sie und sie mußte zu Bett gebracht werden.

Gertrud pflegte sie. Tag und Nacht saß sie an dem Krankenlager der Mutter und hörte sie in dem Fieberdelirium sprechen. Und Alles, was Gertrud bisher im Leben ihrer Eltern nicht begriffen hatte, das wurde ihr jetzt klar. Ein ganzes Leben von Haß und Verbitterung, von kleinen Kränkungen und wilden, tief verborgenen Trieben rollte sich vor ihr ab. Sie lernte die erste Zeit der Ehe ihrer Eltern kennen, und das ganze darauf folgende trostlose Dasein, und sie erfuhr, daß ihre Mutter zur Mörderin geworden war.

Kein Laut kam über ihre Lippen. Sie vermied es, andere Leute und selbst die alte Magd an das Krankenlager treten zu lassen. — Und diese lange, einsame Zeit war die Zeit ihrer Prüfung. Ihr bisheriges Leben erschien ihr wie ein Traum, aus dem sie jetzt zur tiefsten, düstersten Wirklichkeit erwachte. Ihre Seele reifte sich in diesen langen Winternächten aus. Es trat etwas in sie, was sie früher nicht gekannt hatte, weil sie keine Ahnung von dem ganzen Zusammenhang gehabt: das große Mitleid mit allem Menschlichen. Und mit diesem Mitleid überkam sie auch eine neue Ruhe: die Ruhe der sicheren Erkenntniß. Sie sah die Tausende von Nothwendigkeiten im Menschenleben und erkannte, daß Schuld und Schicksal keiner Willkür des Einzelnen unterliegen. — Aber auch eine große Aufgabe wurde ihr nun völlig klar — die Aufgabe, zu welcher ihr Gertha die Bahn geebnet hatte. —

Lange Zeit hatte man für das Leben der Näthin gefürchtet. Aber ihre Natur wußte auch diesen Schlag zu überwinden. Langsam erholte sie sich. — Als sie genesen, war der Winter vorbei. Als sie zum ersten Male aufstand, da merkte man erst die entseglige Veränderung, die sie erlitten hatte. Sie war

zur Greisin geworden. Ihr Körper war zusammengeschrumpft, ihr Haar silberweiß geworden.

Langsam, langsam lehrte die Erinnerung in sie zurück. Und sie stand vor einem Räthsel. Sie konnte nicht herausfinden — wie das gekommen war. Aber das Bewußtsein des Geschehenen verstärkte sich und umklammerte ihre Seele.

„Das habe ich gethan! Das habe ich gethan!“ murmelte sie leise vor sich hin.

Aber sie empfand es nicht als eine Schuld, sondern als etwas Seltsames, Unfassliches. Sie bemühte sich, nachzudenken, wie sie dazu gekommen sei, aber sie fand den Zusammenhang nicht.

Gegen Gertrud wurde sie freundlich und zärtlich, wie nie zuvor. Oft ruhte ihr Blick auf dem Mädchen und sie suchte nach einem guten, herzlichen Wort, das sie Gertrud sagen könne. Aber nicht aus Angst und Schuldbewußtsein war sie so, denn sie hatte die Ueberzeugung, daß Gertrud nichts von dem Geschehenen wissen könne.

Gertrud sah diese Veränderung und begriff sie. Jetzt, nach alledem, war sie ihrer Mutter näher gekommen, als je zuvor. Das Mitleid zog sie zu jener Frau, die sie als Kind nie geliebt hatte.

Der Frühling war ins Land gezogen. In den schmalen Lichthof stahlen sich die ersten Strahlen der Frühsonne und die Näthin saß in dem Lehnstuhl ihres Mannes am Fenster. Ihre einzige Beschäftigung war, dort hinauszuschauen auf die schimmernen Scheiben im Hinterhause, auf die Blumenstöcke an den Fenstern und auf die Leute, die ab und zu dort hinter den Gardinen sichtbar wurden. — Sie war fast immer allein. Gertrud ging nun wieder oft zu Gertha, und oft auch sagte die Näthin selbst: „Geh doch, Kind, ich bleibe gern allein.“ Gegen Gertha hegte sie keinen Groll mehr. Sie ließ sie grüßen und einmal sagte sie: „Gertha sollte doch auch dann und wann zu mir kommen.“

Und die Zeit der Einsamkeit benutzte die Näthin, um über ihr Leben nachzudenken. Das, was sie nie gethan hatte, that sie jetzt. Sie hielt Abrechnung mit allen ihren Handlungen von Jugend auf, und sie sah, daß ihr ganzes Leben ein verfehltes gewesen sei, und daß die Schuld, daß Alles so gekommen, auf ihrer Seite liege. Unerbittlich forschte sie nach Allem, was sie gethan hatte, und sie fand, daß sie so wenig recht gethan. Sie sah, daß sie alt geworden war und daß das Unheil ihr treuester Begleiter war.

„Wenn man sein Leben noch einmal leben könnte!“ dachte sie oft. „Wenn man Alles so anders machen könnte, als man es that!“

Aber es lag etwas von friedlicher Resignation in ihrem Denken.

„Geschehen ist geschehen. Und nun ist Alles vorbei.“

Dann stieg das Bild Gertruds vor ihr auf und sie sah auch hier ihr verfehltes Wirken. Sie begriff, warum sie die Liebe ihres Kindes nie erworben hatte, sie fühlte Mitleid mit dieser Jugend, die so traurig war. Aber mit guten Worten, das sah sie ein, ließ sich der große Fehler nicht gut machen. Und sie dachte darüber nach, was sie thun könnte.

Eines Tages fiel ihr ein: „Wenn ich nicht mehr sein werde, wird Gertruds Leben ein besseres sein. Sie wird mich nicht entbehren und wird doch frei sein.“

Diese Idee verließ sie nicht mehr und sie wünschte, daß sie in dieser letzten Krankheit gestorben wäre.

„Wenn ich nicht mehr sein werde!“ sagte sie bei sich. Und sie dachte daran, ihrem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Es lag viel Trost für sie darin, aber wäre es nicht ein neues Unheil für Gertrud gewesen? Ein letzter Schicksalschlag zu allen früheren? Nein, um Gertruds willen durfte sie es nicht thun.

Dann aber dachte sie: „Wie, wenn ich fort wäre? Irgendwo, wo ich in ihr Leben nicht mehr eingreifen kann?“

Seit langen Jahren war es die erste Freude, die sie empfand. Und sie blieb an diesem Gedanken hängen. Sie überlegte Alles.

Und der Zufall war ihr günstig.



Der Doktor hatte ihr gerathen, sie möge eine Reise unternehmen, unter anderen Menschen, in anderer Luft leben.

Ja, das wollte sie thun. Sie theilte Gertrud mit, daß sie auf das Land gehen werde. Gertrud wollte sie begleiten.

„Nein, nein!“ sagte sie. „Die alte Marie wird mit mir gehen.“

„Und ich?“

Die Näthin streichelte ihre Tochter und sah sie zärtlich an.

„Du bleibst bei Hertha, Kind! Willst Du? Ich bin alt und kränzlich. Ich wäre Dir nur eine Last.“

Gertrud willigte ein.

Es wurden alle Vorbereitungen getroffen.

An einem schönen Maitage verließ die Näthin die Wohnung, in der ihr Leben vor sich gegangen.

Auf der Bahn nahm man Abschied. Die Näthin sprach noch lange und ernst mit Hertha. Gertrud ahnte, daß sie von ihr spreche.

„Lebe wohl, mein Kind!“ sagte die Näthin und küßte Gertrud auf die Stirn.

Das war das letzte Wort, das Gertrud von ihrer Mutter hörte.

Einige Tage später kam ein Brief, in dem die Näthin Gertrud ihren Entschluß mittheilte. Sie wolle sich irgendwo in der Fremde niederlassen, um dort ihre letzten Tage zu beschließen. Gertrud solle sie nicht wiedersehen. Sie sei alt und werde nicht mehr lange leben, aber sie sehne sich nach dem Frieden. Gertrud aber sei jung und das Leben liege vor ihr. Sie wolle nicht länger ein Hinderniß für dieses junge Leben sein. Und Gertrud habe ja in Hertha eine Freundin, eine treuere Freundin, als sie an ihrer Mutter je besessen. Und so nehme sie Abschied von ihr für immer. Möge sie glücklicher werden, als ihre Mutter es gewesen.

\* \* \*

Gertrud hat ihre Mutter nicht wieder gesehen. Ihre ganze Jugend mit all den traurigen und freudlosen Tagen lag hinter ihr. Doch vor ihr lag das Leben mit seiner Pracht und seinem Glanze, das Leben mit seinen geheimnißvollen Verheißungen und all seiner Gluth und seinem Licht.



## Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

XIV.

### Die Lebewelt der älteren Perioden der Erde.

Wenn auch die ältesten Gesteine der Primordialepoche schon organische Substanz, d. h. Kohlenstoff in Gestalt von Graphit aufweisen, was auf eine Pflanzenwelt, wahrscheinlich auf Tangwälder des Urmeeres deutet, und Einlagerungen von durch die innere Erdgluth umgewandeltem körnigen Kalk das Gebirge des Urneißes durchsetzen, welche Ablagerungen vielleicht auf eine Welt kalkabsondernder Muschelthiere zurückzuführen sind, so fehlen dennoch erkennbare organische Reste, mit Ausnahme des noch immer etwas zweifelhaften Cozoon, in diesen ältesten Schichten völlig.

Vermuthlich waren die Gebilde noch äußerst zarter Natur und traten die inneren Erdkräfte durch gewaltige Gluthausbrüche noch derart verheerend auf, daß an ruhige und ungestörte Ablagerungen nicht zu denken war.

Auch die folgenden jüngeren Schichten der Cambrischen Formation bieten noch äußerst wenig, doch hat man vereinzelt Reste von im Meere lebenden Organismen darin gefunden, am besten erhalten eine Seeentangattung, nach einem Naturforscher Oldham Oldhamia benannt; vielleicht ist das Ganze auch ein im Wasser lebender Polyp; deutlich ist dieses noch nicht zu erkennen.

Auch noch diese Schichten zeigen einen Zustand bedeutendster Umwandlung durch Hitze und sind die Kalklager derselben durch halbe Schmelzung unter hohem Druck zu marmorartiger Konsistenz verändert.

Nicht zu verwundern ist daher die Zerstörung der Reste der vermuthlich schon vorhandenen Welt lebender Wesen.

In der jetzt folgenden Silurzeit tauchen jedoch plötzlich zahllose Organismen auf, meistens Meeresbewohner, Korallen, Polypen, Muscheln, wunderbar gestaltete Krebse und haiartige Fische und Schmelzschupper, von welcher letzteren jedoch bis jetzt nur Flossenstacheln, Zähne und Schuppen, aber keine ganzen Thiere gefunden wurden.

In neuerer Zeit fand man in diesen Silurschichten auf Gothland einige Skorpione und in der Normandie eine Schabe, welche Kunde unzweifelhaft beweisen, daß auch schon trockenes Land und dieses bewohnende Landthiere und Landpflanzen vorhanden waren.

Häufigere Spuren von Landorganismen finden sich aber erst in der nun folgenden Zeit, der devonischen Periode.

Während dieser Zeit grünt schon lüppige Wälder, allerdings vorzugsweise zusammengefaßt aus blüthenlosen Pflanzen (Cryptogamen) und zwar gebildet aus Calamiten (Hohr- und Schachtelhalmen), Farnen und Bärlappgewächsen, denen sich vermuthlich ein Heer von Moosen und Lebermoosen, letztere die Uebergangsform von den tiefstehenden Algen zu den höher organisirten Farnen darstellend, zugesellten, sogar schon Uebergangsformen von den blüthenlosen zu den Blüthenpflanzen, Nadelhölzer, ähnelnd den noch heute lebenden Arancarien, untermischten sich der im Allgemeinen noch einförmigen Gesellschaft der Cryptogamen.

Mit Ausnahme einiger Insekten, ähnelnd unseren Eintagsfliegen, darunter eine Niesenart mit fünf Zoll Flügelspannung, fand man Landthiere in den Ablagerungen des Devon bis jetzt nicht, doch waren solche unzweifelhaft reichlich vorhanden, da schon die ältere Silurzeit Skorpione und Schaben besaß, und ist das Nichtauffinden wohl lediglich ein unglücklicher Zufall.

Die Fauna (Thierwelt) des Meeres glich annähernd der des Silurmeeres, doch ist eine höhere Entwicklung aller Formen deutlich erkennbar, vorzugsweise der Fische, von welchen man im alten rothen Sandstein von Schottland und Wales prächtig erhaltene Skelette findet.

Drei Hauptformen lassen sich von diesen unterscheiden, gepanzerte Fische (Ganoiden und Placoiden), Fische mit viereckigen und solche mit runden Schuppen.

Die Ganoiden und die diesen nahe verwandten Placoiden, welche man wohl mit Fug und Recht als die Kraken unserer ebenfalls, wenigstens theilweise gepanzerten Störe betrachten kann, sind zum Theil ganz wunderbare Geschöpfe, welche der Laie wohl kaum für Fische halten würde.

Harte Panzerplatten bedecken oft den ganzen Körper, der Kopf ist unförmlich und breit, und mächtige, ebenfalls gepanzerte Ruderslossen sind beiderseits, zwei langen Flügeln ähnelnd, dem Kopfe nahe, angegliedert.

Nicht unähnlich sehen verschiedene dieser Thiere, natürlich nur sehr allgemein aufzufassen, hinsichtlich ihrer Körperform einem in unseren Teichen und Wassertümpeln gemeinen, kleinen Insekte, dem Rückenwimmer oder der Wasserwanze (Notonecta).

Geschuppige Fische sind zur Jetztzeit nahezu ausgestorben und nur wenige Formen, der Flossenbecht und der Knochenbecht, finden sich noch in afrikanischen und nordamerikanischen Flüssen, nur die runde schuppigen Fischgestalten erfüllen im Wesentlichen die Gewässer unserer Tage.

Langsam ersand aus den alten Formen des Devon eine neue Welt, welche die Steinkohlenperiode benannt ward, weil während dieses Zeitalters der größte Theil der die Existenz der Menschheit heute nahezu bedingenden Steinkohle aus der lüppigen Pflanzenwelt jener Zeiten abgelagert ward.

In strogender Ueppigkeit bedeckten die Urwälder der Steinkohlenzeit, begünstigt durch beständig feuchte Wärme, die Formen weisen auf eine Temperatur von etwa 25—30° C., sowie durch hohen Kohlenstoffgehalt der Luft, die niedrigen Sumpf- und Insellandschaften und zwar unter allen Breiten bis zu den Polen hinauf.

Das höher liegende trockene Land erfüllten Wälder von Arancarien.

Gehüllt in Dämmerung, denn die weit ausgedehnte Lufthülle jener Zeiten war wohl durchweg von dichten Dünsten erfüllt, erstreckten sich schier endlos und undurchdringlich die Morastwälder, letztere belebt von dem krokodilartigen, meterlangen Archegosaurus, kleineren Reptilien, absonderlich gestalteten Spinnen, Skorpionen, Schaben und Tausendfüßern; die trübe, nebelgraue Luft durchflatterten Insekten ähnlich unseren Eintagsfliegen, Frühlingsfliegen und Libellen. — Die süßen Wasser der Sümpfe waren bewohnt von eckschuppigen Fischen und Muscheln, welche den Unioarten unserer Flüsse und Teiche ähnelten.

Fremdartig und völlig abweichend von dem unserer Wälder war nun der Anblick des Steinkohlenwaldes.

Hoch empor streckten sich die mächtigen Stämme der Baumfarnen, deren saftgrünes Spitzengewirr der zartgegliederten Wedel sich wundersam von dem nebelgrauen Dunsthimmel abhob, welchen der damals noch gewaltig große Sonnenball strichweise in glühendes Roth kleidete. — Dazwischen mischten sich die Stämme der Schuppenbäume und Sigillarien (Siegelbäume genannt nach den die Stämme in regelmäßigen Reihen bedeckenden, einem aufgedrückten Siegel ähnelnden, hinterlassenen Narben der harten, abgefallenen Blätter), diesen Verwandten unserer heutigen kriechenden, moosähnlichen Bärlappgewächse, welche mit ihren weitverzweigten Wurzeln die mit Wäldern von Calamiten und Schachtelhalmen erfüllten warmen Moräste durchzogen.

Sturmgebraus erfüllte diesen Urwald noch nicht, höchstens ein melodisches Rauschen des starren Gezweiges der Schachtelhalme durchzog ihn, denn die den Erdball gleichmäßig umhüllende warme Luft gab noch keinerlei Veranlassung zu bedeutenden Gleichgewichtsstörungen.

Trogden durchtobten ihn häufig die zerstörenden Elemente in Gestalt der ehemals mächtiger auftretenden Springfluthen und gewaltiger, schlammbeladener Erdbebenwellen, welche letzteren bei der noch dünnen Erdrinde weit häufiger und gewaltiger als zur Jetztzeit sich einstellten.

Die Lebewelt des Steinkohlenwaldes ward bei solchen Ereignissen vernichtet und unter Schlamm begraben, dessen gewaltiger Druck im Laufe von Millionen von Jahren das Pflanzengewirr zu Schichten zusammenpreßte und in Kohle verwandelte.

Wie häufig derartige Erdbebenwellen und die vorübergehenden Zerstörungen der nach den Katastrophen wieder emporstrebenden Sumpfwälder waren, beweisen die Kohlenlager, welche z. B. in der Nähe von Saarbrücken bei einer Gesamttiefe von nur 338 Fuß nicht weniger als 164 Unterbrechungen durch zwischengelagerte, ursprünglich horizontale Gesteinsschichten zeigen, von denen jede das Resultat einer Katastrophe ist.

Garnicht selten stehen in den Felswänden der Bergwerke abgebrochene, versteinerte oder verkohlte hohle Baumstümpfe noch senkrecht in dem uralten Waldboden, jetzt natürlich harter Fels, und findet man in den Hohlräumen dieser Stämme sehr häufig Anhäufungen von Skeletten kleiner Reptile und Lurche, vermischt mit Tausendfüßern und Gehäusen von Landschnecken, welche Geschöpfe offenbar seiner Zeit vor den hereinbrechenden Fluthen in den hochliegenden Hohlräumen sich zusammendrängend vergeblich Schutz suchten.

Daß höhere Lebensformen in solcher Umgebung noch nicht aufkommen konnten, weder auf dem Lande noch im Wasser, ist selbstverständlich.

Im Meere lebten verschiedene Arten gefräßiger Raubfische, deren ganzer Bau an die gewaltigen Saurier (Reptile, mehr oder minder unseren Krokodilen gleichend) gemahnt, welche wieder einen Rückschluß auf eine reiche Lebewelt des Meeres gestatten, denn solche Räuber verlangten Nahrung.

Die Schichten der auf die Steinkohlenzeit folgenden permischen Epoche, benannt nach dem Gouvernement Perm in Rußland, woselbst sich mächtige Ablagerungen aus dieser Periode finden, zeigt nun ferner erhebliche Aenderung der Verhältnisse.

Die Schuppenbäume und Sigillarien der Steinkohlenzeit sind ausgestorben und ist die frühere Ueppigkeit der Moorvegetation verschwunden, dementsprechend



verringert sich auch die Mächtigkeit der sich auch in diesen Schichten findenden Steinkohlenlager.

Prächtige Farnwälder, jedoch aus anderen Arten als die Steinkohlenwälder zusammengesetzt, grünten auch während dieser Epoche, doch treten auch Nadelhölzer reicher an Arten auf, vorzugsweise eine sehr zierliche, unserer edlen *Araucaria excelsa* ähnelnde Art *Walchia*.

Höchst merkwürdig war diese Zeit durch gewaltige Ausbrüche von mit gelösten Kupfersalzen beladenem Wasser, wodurch unzählbare Fische vergiftet und imprägnirt wurden und sich die Kupferschiefer bildeten, welche im Mansfeldischen zahllose dieser vergifteten Fische versteinert enthalten.

In der nun folgenden Trias-Epoche\* entwickelten sich die Reptilien in vorwiegender Weise und erreichten mehrere derselben Riesengröße, zugleich auch finden sich die ersten seltenen Spuren von Säugethieren, d. h. Kiefer von beuteltierähnlichen Formen. Gewaltige froschartige Reptilien, das *Chirotherium* oder Handthier und der *Mastodonsaurus*, drückten ihre Spuren in den Grund der Fluß- und Meeresufer ein, welche Spuren, in Stein verwandelt, sich vielfach, z. B. im Sandstein bei Hildburghausen, finden.

Die Ufer des Meeres belebte ein großes gaviaartiges Reptil mit mächtigem Gebiß, das *Belodon*.

Außerordentlich reich waren die Meere dieser Zeit auch an anderen Thieren, Krebsen, Muscheln, Schnecken und Polypen, letztere vorzüglich repräsentirt durch sogenannte See-Lilien, meistens auf hohem gegliederten Stiele stehende Gebilde von annähernd Blumen-gestalt, die bei mehreren Arten unendlich verästelten Fangarme die Blumenblätter darstellend.

Die Reste dieser niederen Thiere bilden, in Stein verwandelt, ganze Gebirgszüge, und geben sie die Veranlassung zu der Benennung *Muschelkalk*.

Die Wälder des festen Landes und der Inseln glichen im Großen und Ganzen noch denen der vorhergehenden Periode, wenigstens hinsichtlich der Hauptformen, der Farne, Schachtelhalme und Nadelhölzer, von welchen eine schöne Art, *Voltzia heterophylla*, vermuthlich große Wälder bildete; auch *Japfenpalmen* oder *Cycadeen*, ähnlich der lebenden *Sagopalme*, finden sich in den Ablagerungen der Trias.

Außerordentlich reich ist die nun folgende, nach dem Juragebirge, welches fast ganz aus Ablagerungen dieser Zeit aufgethürmt ist, benannte *Jura-Epoche*. Dieselbe zerfällt ebenfalls, gleich der Trias, in drei Hauptperioden, den unteren oder schwarzen Jura, auch *Lias* (*Leias*) benannt, den mittleren, braunen oder *Dogger*, und den oberen oder weißen Jura.

Die Säugethiere dieser Periode sind ausnahmslos noch kleine Beuteltiere, von denen bis jetzt nur in diesen Schichten lediglich Untertiere gefunden wurden; dieselben gehören fast durchweg Insektenfressern an, nähern sich daher den noch heute lebenden Ameisenbären und Ameisenigel. Genauer über ihren Bau läßt sich natürlich nicht sagen.

Merkwürdig ist dieses Weltalter durch das erste Auftreten des Vogelgeschlechts.

Allerdings fand man bis jetzt nur eine Art in zwei Exemplaren in dem lithographischen Kalkstein zu Solenhofen; diese Fumde repräsentirt aber ein Wundergeschöpf, welches man bei seiner Entdeckung, völlig zutreffend, ein besiedertes Räthsel nannte.

Dieses *Archaeopteryx macroura* (langschwänziger Urflügler) benannte Geschöpf ist nämlich ein richtiges Mittelglied zwischen Vogel und Eidechse und kann es als Beweis für die Richtigkeit der Darwinschen Lehre, nach welcher sämtliche Thier- oder Pflanzen-

arten im Laufe der Zeit sich aus anderen Arten entwickelt haben, verwerthet werden.

Eine harte Niederlage für die Gegner Darwins war daher i. Zt. die Entdeckung des *Archaeopteryx*.

Das etwa rabengroße Thier besaß einen richtigen Vogelkopf, jedoch Reptilienzähne im Schnabel, die Flügel glichen annähernd denen unserer Vögel, ebenso die auch besiederten Schienbeine und Krallen.

Wundersam gestaltet war aber der Schwanz, welcher gleich dem Schwanz der Eidechsen aus einer langen Reihe von Wirbeln bestand, an welchen rechts und links je eine Anzahl langer Federn befestigt waren. Der Schwanz ähnelte also hinsichtlich seiner Form dem Wedel eines Farnkrautes oder einer Cycadee.

Kein Vogel der Jetztwelt besitzt einen derartigen Schwanz und gleicht der sämtlicher Vögel einem Fächer.



Jasching der Armen.

Die Welt der Reptile und Lurche erreichte zu dieser Zeit den Höhepunkt der Entwicklung und waren Meere und Land mit den furchtbarsten Geschöpfen dieser Sippe erfüllt, welche fast ausnahmslos an die Drachen der Sage erinnern.

Fischartige Riesensaurier (*Ichthyosaurus*) und verschiedene Arten Saurier mit langem Schwanenhals (*Nothosaurus* und *Plesiosaurus*) belebten als furchtbare Raubthiere die Gewässer, fliegende von mittlerer Größe, der *Pterodactylus* (Flügelfinger) und *Rhamphorynchus* durchflatterten fledermausartig die Lüfte, der gaviaartige *Teleosaurus* durchstreifte beutegierig die aus Schraubenbäumen (*Pandanus*), *Cycadeen*, Farnn und *Araucarien* gebildeten Wälder der Fluß- und Meeresufer.

Riesig sind vielfach die Dimensionen dieser Meerdrachen; so erreicht z. B. der in amerikanischen Ablagerungen aufgefunden, dem *Plesiosaurus* (Schwanensaurier) ähnliche *Elasmosaurus platyrus* eine Länge von 50 Fuß, dazu besitzt er einen 22 Fuß langen Schwanenhals.

Daß diesen gewaltigen Räufern eine reiche Lebenswelt kleinerer Geschöpfe des Meeres und des Landes

entsprach, von denen wir hier nur die Kopffüßer (*Ammonshörner* oder *Tintenfische*), deren Reste als *Ammoniten* und *Donnerkeile* in großen Mengen die Felsmassen durchsetzen, sowie *Korallenbildungen* erwähnen wollen, bedarf wohl keiner näheren Erörterung.

Merkwürdigerweise hat sich die barocke Form der Schwaneidechsen (*Plesiosaurus*) bis in die neuere Zeit im südlichen Amerika erhalten, denn Professor Philippi sen. in Santiago (Chile) fand, wie er mir vor einigen Jahren brieflich mittheilte, in den oberen Tertiärschichten Chiles noch echte, allerdings nicht sehr große *Plesiosauren*.

Fast noch gewaltiger als zur Jurazeit war die Entwicklung der Saurier in dem auf die Jurazeit folgenden Weltalter der Kreide.

Hochbeinige, hinsichtlich ihrer allgemeinen Körperform plumpe, schuppenbedeckte, Löwen und Tigern ähnliche Raubsaure mit furchtbarem Gebiß (der fleischfressende *Megalosaurus*)\* durchstreiften die Wälder des Landes, den bis elephantengroßen, pflanzenfressenden Sauriern, den trotz ihrer Größe harmlosen und wehrlosen *Ignanodon* und *Hylaosaurus* nachstellend.

Der *Iguanodon*, von welchem vollständig erhaltene Skelette in Belgien gefunden wurden, war ein dickbauchiger Riese von 10 Meter Länge, mit kurzen Vorderbeinen, relativ kleinem Kopf und schwachen Zähnen, der infolge seines gewaltigen stützenden Schwanzes längere Zeit aufrecht stehen konnte, wahrscheinlich sich stets auf diese Weise fortbewegte.

Die 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Meter lange *Maaseidechse* (*Mosasaurus*), deren Reste man bereits 1795 im Petersberge bei Mastricht fand, war ein Räuber des Meeres gleich dem riesigen, auch schon in der Juraperiode vorkommenden *Elasmosaurus*.

Von kleineren Thieren beherbergten die Meere der Kreidezeit zahllose Fische der verschiedensten Arten, Korallen, Strahlthiere, Polypen, Tintenfische, Schnecken und Muscheln, sowie unglaubliche Mengen kleinster, dem unbewaffneten Auge unsichtbarer Lebewesen, Foraminiferen oder Lochträger, deren nach dem Tode sich auf dem Meeresboden sammelnden Kalkgehäuse mächtige Felsmassen, die Kreide, aufthürmten, nach der die ganze Periode ihren Namen erhielt.

Die Pflanzen des Landes ähnelten denen der Juraperiode und ist nur das erste Auftreten der aus den *Japfenpalmen* oder *Cycadeen* hervorgegangenen *Palmen* zu erwähnen, welche schon größere Bestände bildeten.

Mit der Kreide endet nun die ältere Zeit und das Mittelalter der Erde, und werden wir daher in der nächsten Periode eine trotz mancher wundersamer, jetzt längst der Vernichtung verfallener Gestalten eine wenn auch neue, so doch in vielfacher Hinsicht anheimelnde, bekanntere Welt erkennen lernen.

## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

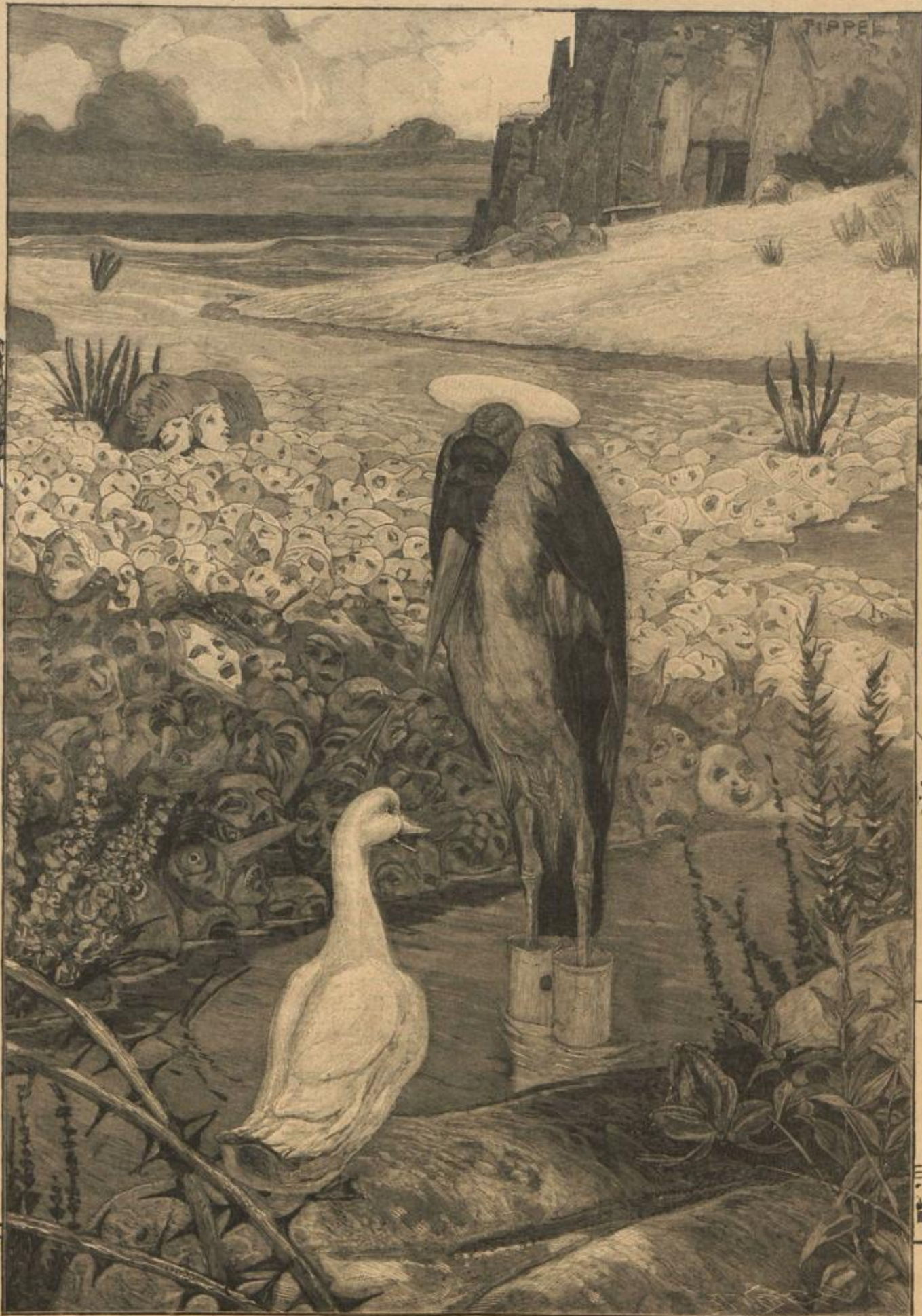
(Fortsetzung.)

Pauline folgte dem Mädchen. Zunächst ging es durch die geräumige Haushalle. Ein Mann, der mit Waffen, Jagdtrophäen und allerhand fremdartigen bunten und blinkenden Gegenständen ausgestattet war. Dann die Treppe hinauf! Pauline fühlte ihren Fuß in weichen Teppichen versinken. Das rief ihr mit einem Male ihre früheren Besuche mit wunderbarer Deutlichkeit ins Gedächtniß zurück; dieses leichte, wohlige Gefühl, das der unter den Füßen nachgebende Pfahl giebt, das sie seit der Kinderzeit nicht wieder gehabt hatte.

\* Trias benannt, weil sie aus drei Haupttheilen, den Ablagerungen des Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper zusammengesetzt ist.

\* Riesenhafte, hochbeinige Raubsaure fanden sich auch in der Karoo Südafrikas, welche man meistens der Triasperiode zuweist, obgleich sie möglichenfalls auch zur Kreidezeit gehört.





# CARNE VALE

Originalzeichnung von Georg Toppel.



Sie stand schließlich im Zimmer der Komtesse, ohne recht zu wissen, wie sie dahin gekommen.

Ida hatte an ihrem Schreibtisch gesessen. Sowie Pauline eintrat, erhob sie sich und kam auf das Mädchen zu. Heute, wo sie in ihrem eigenen Heim war, ohne Zeugen, umarmte die Komtesse die ehemalige Spielgefährtin. Dann rückte Ida einen Rohrstuhl heran, auf den sich Pauline setzen mußte, sie selbst nahm neben ihr Platz.

Pauline blieb stehen und fühlte sich befangen, vielleicht gerade wegen des freundlichen Entgegenkommens der Komtesse.

Früher, als Beide noch kleine Dinger gewesen waren, die miteinander getollt und in den Blüthen des Parkes Verstecken gespielt hatten, war Pauline der Anderen überlegen gewesen, nicht bloß durch Körperkraft und Geschicklichkeit, auch durch Findigkeit und Mutterwitz. Das Dorfkind, vor dessen Augen kein Geheimniß der Natur künstlich verborgen gehalten worden, war in tausend Dinge eingeweiht, die der Komtesse räthselhaft waren. Das hatte ihr jene natürliche Schärfe der Sinne und der Instinkte gegeben, wie sie etwa der Wilde vor dem zivilisirten Menschen voraus hat.

Dieses Verhältniß hatte sich nun freilich in den letzten Jahren verschoben. Hier Pauline, in ihr Konfirmationskleid gezwängt, mit plumpen Schuhen, unter ihrem neuen Hute, dessen aufdringlicher Blüthenschmuck ihre bräunliche Hautfarbe schändete, dazu die schlechte Haltung des Oberkörpers, der an das wahrscheinlich viel zu enge Korsett nicht gewöhnt war, die Haltung der Arme, die wohl zur Arbeit kräftig waren, die sich aber hier im Vouloir ihrer eigenen Kraft zu schämen schienen — und dieser ländlichen Schönheit gegenüber die Andere, mit ihrem stolzen Gesichtsschnitt, der edlen Kopfform, den verfeinerten, wie gemeißelten Zügen, dem unbewußten Ausdruck von Ueberlegenheit in Blick und Lächeln, mit durchsichtigem Teint und schlanken, weißen Händen, Alles gepflegt und gleichsam von Bornehmheit duftend.

Die Umgebung paßte zu Komtesse Ida. Dieses Zimmer mit seiner diskreten Besonderheit schien ein Abdruck ihres Wesens zu sein. Da war nichts Prunkhaftes, Kokettes oder Flatterhaftes; und doch war es das Zimmer eines jungen Mädchens. Dem Blumentische, den Wandbildern, den Photographien auf dem Schreibtische sah man den gewählten Geschmack und die werthende Liebe an, mit der die Besitzerin Alles verschönte, was zu ihr in Beziehung stand.

Allmählig wirkte auch auf Pauline der beruhigende, erwärmende Einfluß dieser Persönlichkeit. Die theilnahmvolle Erkundigung der Komtesse nach ihren Schicksalen löste ihr die Zunge. Ida schien mit ihren Worten, die durchaus einfach und ohne jede Feierlichkeit waren, viel mehr zu sagen, als andere Menschen, weil ihre ernstern, milden Blicke jedem Worte noch eine besondere Bedeutung gaben. Pauline war es zu Muth, als sähe sie vor dem alten Geistlichen, der sie konfirmirt hatte. Dem hatte man auch Alles sagen müssen, man hatte wollen mögen oder nicht.

Sie hatten von der Kinderzeit gesprochen, von gemeinsamen Erlebnissen, von den anderen Gespielen. Ida hatte Niemanden vergessen. Sie fragte eingehend nach den alten Spielgefährtin aus dem Dorfe. Fast alle diese Mädchen hatten, wie es sich herausstellte, schon geheirathet, waren Mütter.

Dann sprang die Unterhaltung wieder zurück auf Paulinens eigenste Lebensweise. Ida meinte, es sei doch solch ein Glück für Pauline, daß sie jetzt das kleine Kind ihrer Base zur Pflege da habe. Ein Glück, erklärte die Komtesse, um das sie Paulinen beneiden könne. Kleine Kinder zu pflegen, das müsse das Schönste sein auf der Welt. Freilich, fügte sie mit dem Schatten eines melancholischen Zuges um die Augen hinzu, dazu käme ein Mädchen selten.

Der Anderen war das Herz schwer geworden, sobald Ida von dem Kinde zu sprechen begann. Sie kam sich auf einmal so schlecht vor. Die Komtesse ahnte ja nicht, wen sie vor sich hatte. Würde sie nicht aufspringen und sie aus dem Zimmer jagen, sowie sie erfuhr, was aus ihrer Freundin inzwischen geworden sei? Denn diese reine, feine Persönlichkeit konnte doch kaum etwas ahnen von all diesen Dingen und wie es in der Welt da draußen zugeht.

Und das Geheimniß brannte dem Mädchen doch auf der Seele. War es denn nicht noch viel schlechter, vor Jener, die so gut zu ihr war, eine solche Lüge aufrecht zu erhalten? Und schließlich war es doch das einfachste Ding auf der Welt! Der Junge war ihr Kind, war denn darin ein Unrecht? Konnte denn Das, was aus Liebe geschehen war, schlecht sein? Etwas, das so glücklich machte, durfte nicht böse sein! Und die Komtesse war eine Frau, wie sie. Trotz aller Bornehmheit mußte sie das verstehen! Sie hatte so liebe Augen und eine so freundliche Stimme. Daß sie böse werden, oder gar zanken könne, war ganz unmöglich, sich vorzustellen.

Aber es war so furchtbar schwer, den Anfang zu finden. Es klang so entsetzlich, ein solches Geständniß. Pauline dachte wie oft: Jetzt wirst Du's sagen! Sobald Ida einen Satz zu Ende gesprochen. Und sie verschob es doch wieder. So ging es eine ganze Weile fort, das Mädchen begriff immer deutlicher, daß sie fortgehen würde von hier, ohne ihr Herz erleichtert zu haben.

Ida begann davon zu sprechen, daß sie es nicht zu begreifen vermöge, wie eine Mutter ihr Kind von sich lassen und einer Fremden zur Pflege übergeben könne. Sie fragte Pauline, was denn die Mutter dieses Kindes für eine Frau sei, daß sie so etwas über's Herz gebracht habe.

Da fühlte Pauline, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, zu sprechen. Mit kaum vernehmlicher Stimme kamen die paar Worte heraus, die der Anderen Alles sagten.

Ida verlor für einen Augenblick die Fassung. Da merkte man auf einmal, was für leidenschaftlich jähes Frauengefühl unter dieser Decke von guter Erziehung und jahrelanger Gewöhnung verborgen lag. Sie war aufgesprungen von ihrem Sige, stand da bis in die Lippen erblaßt, die Hand aufgestemmt auf die Tischkante mit den Knöcheln, athmete schwer und hastig, und die weiße Hand zitterte.

Keines sprach ein Wort. Pauline saß vor Ida gesenkten Hauptes und blickte in den Schooß. Ida betrachtete diese Gestalt mit eigenartig leuchtenden Augen. Einen Augenblick kam es wie ein herber, selbstgerechter Zug in ihr Gesicht. Ihre Nasenflügel flogen, die Lippen schürzten sich verächtlich. Jetzt war sie das hochfahrende Edelräulein, das die verworfene Bauernmagd richten wollte.

Aber das war schnell verschwunden. Thränen traten ihr auf einmal in die Augen, um die Mundwinkel zuckte es. Mitleid war es nun, was aus jedem Zuge sprach, Mitleid mit Pauline, Mitleid mit sich selbst, mit ihrem ganzen Geschlecht.

Ida stand noch eine Weile schweigend, mit wogendem Busen. Allmählig aber fand sie ihre Gemessenheit wieder. Sie setzte sich, legte ihre schlanke Hand auf Paulinens braunrothe derbe. „Da hast Du wohl rechte Freude an Deinem Jungen, Pauline?“

Pauline konnte nichts sagen, sie nickte stumm.

\* \* \*

Ein Brief von Gustav Bittner aus der Garnison war bei Pauline Katschner eingetroffen. Der Unteroffizier schrieb, daß er die Absicht habe, nicht weiter zu kapituliren, so sehr ihm seine Vorgesetzten auch zuredeten, bei der Truppe zu bleiben. Die ganze Soldatenspielerei hänge ihm aus dem Halse heraus. Nach dem Manöver werde er abgehen und nach Halbenau kommen. Pauline möchte zu seinen Eltern gehen und ihnen seinen Entschluß mittheilen.

Pauline war überglücklich. Wie gut Gustav war! Das Mädchen trug den Brief Tag und Nacht bei sich. In unbewachten Augenblicken nahm sie ihn vor und las darin. Jedes seiner Worte war ihr theuer.

Sie hatte sich doch nicht in Gustav getäuscht. Wie oft hatte ihr die eigene Mutter abgeredet, sich weiter mit ihm abzugeben, er sei ein Leichtfuß und werde sie ganz sicher sitzen lassen. Auch Andere hatten sie gewarnt.

Gustavs eigenes Benehmen schien eine Zeitlang jenen Warnern Recht zu geben. Die häßlichsten Dinge waren ihr von Gustav Bittner hinterbracht worden. Sie hatte an ihm festgehalten. Sie konnte

ja nicht von ihm lassen. Er war ja der Vater ihres Kindes!

Nun war ihr Vertrauen doch nicht umsonst gewesen.

In diesem Briefe war es ausgesprochen, zwar nicht mit Worten — das Heirathen war mit keiner Silbe erwähnt — aber zwischen den Zeilen lag es. Und Pauline wußte in den Briefen ihres Geliebten zu lesen. Das einfache Mädchen hatte von Natur jene weibliche Gabe mitbekommen, dort ahnend zu wissen, wo ihr Versehen aufhörte.

Gustav verließ im Herbst die Truppe, kam nach Halbenau zurück. Das hieß soviel wie: sie wurde seine Frau. Sie wußte es. Alles Nachdenken darüber war unnöthig. Es war so!

Und sie sollte zu den alten Bittners gehen und ihnen seinen Entschluß mittheilen. Sie hatte er zu seinem Voten auseinander für diese Botschaft. Darin allein schon lag Alles ausgesprochen. Die Familie sollte erkennen, daß sie ihm die Wichtigste sei, der er, zuerst von Allen, seine Pläne mittheilte.

Am nächsten Sonntag Nachmittag begab sich Pauline auf das Bittnersche Bauerngut.

Sie traf die Frauen allein. Der Bauer und Karl waren ausgegangen. Die Bäuerin hatte die Gelegenheit benutzt, wo ihr Eheherr abwesend war, um für sich und die Töchter einen Sonntagsnachmittagskaffee zu brauen. Der Bittnerbauer sah nämlich den Kaffeegenuß als Verschwendung an und hatte ein für allemal ein Verbot gegen solchen Aufwand ergehen lassen. Selbst zum Frühstück gestattete er nur Milch und Mehlsuppe, wie sie seit Urzeiten seine Vorfahren genossen hatten.

Die Frauen waren im Bewußtsein des verbotenen Thuns auf dem Lugaus. Pauline wurde daher schon von Weitem erkannt. Vier Köpfe waren hinter den Fenstern des Wohnzimmers, als sie das Gehöft betrat. „Katschners Pauline!“ hörte sie rufen, und darauf ein Getuschel von weiblichen Stimmen.

Jetzt wurde sie auf einmal zaghaft, beim Anblick dieser neugierigen Frauengesichter. Bis dahin hatte sie sich tragen lassen von der Begeisterung ihres Entschlusses. Erst in diesem Augenblicke fiel es ihr aufs Herz, daß sie hier ja mit Feinden und Nebenbuhlern zu thun haben werde.

Trotzdem pochte sie an, wenn auch zaghaft; denn jetzt war an eine Umkehr nicht mehr zu denken.

Therese öffnete ihr. Mit bloßen Armen und bloßem Halse stand die unschöne, hagere Frau auf der Schwelle und musterte Pauline mit mißgünstigen Blicken. „Willst Du zu uns?“ fragte sie in barschem Tone. Pauline erklärte schüchtern, daß sie zur Bäuerin wolle. „Se spricht, se wollte zu Sie, Mutter!“ erklärte Therese, ihren tropfigen Hals nach rückwärts ins Zimmer drehend.

„Nu kimm ad rei, Pauline, kimm ad rei!“ rief die Bäuerin, bei der die Gutmüthigkeit die weibliche Mäntelsucht um ein Gutes überwog.

Pauline trat mit niedergeschlagenen Augen und unsicheren Bewegungen ein. Daß auch gerade Therese sie hatte einlassen müssen! Die Beiden waren ungefähr gleichalterig und hatten derselben Klasse angehört. Katschners Pauline hatte immer eine besondere Stellung gehabt, schon auf der Schule, ihrer Geschicklichkeit und ihres sauberen Aussehens wegen. Vor Allem aber war sie beneidet worden von den Anderen um ihren vertrauten Umgang mit der Komtesse. Therese aber, die mit Hilfe anderer Eigenschaften, durch Härte, Kraft und ein früh entwickeltes scharfes Mundwerk eine Rolle unter den Gleichalterigen gespielt hatte, war stets Paulinens ärgste Widersacherin gewesen. Das Verhältniß zwischen den Beiden hatte sich eher verschlechtert als gebessert, seit Therese den ältesten Sohn aus dem Bittnerschen Bauerngut geheirathet und Pauline die Geliebte des jüngeren Sohnes geworden war. Therese hatte nicht wenig dazu beigetragen, die übrige Familie gegen diese Liebchaft einzunehmen und Paulinen jede Annäherung an Gustavs Verwandte bisher unmöglich zu machen.

Das Mädchen schritt zunächst auf die Bäuerin zu, die vor ihrer Tasse am Tische saß, und reichte ihr die Hand. „Sonntag, Bäuerin!“

„Sonntag, Pauline, guntag!“



Darauf ging Pauline zu den beiden Mädchen, denen sie gleichfalls die Hand reichte. „Guntag, Toni! — Guntag, Ernstine!“ Die Beiden sahen sie befremdet an, ohne etwas zu sagen. Toni war ohne Arg. Das schwerfällige, harmlose Geschöpf hatte keinerlei Stellung zu dieser Familienangelegenheit genommen. Die kleine Ernestine dagegen betrachtete die Geliebte des Bruders halb mit Spott, halb mit frühreifer Neugier.

Trotz ihrer Befangenheit hatte Pauline, mit dem jeder wissenden Frau in solchen Dingen eigenen schnellen Begriffsvermögen, sofort festgestellt, daß das Dorfgericht wahr sei, welches behauptete, Büttner's Älteste sei guter Hoffnung. Pauline kümmerte sich eigentlich wenig um den Dorfklatsch — sie ging nicht mehr zum Tanz, seit sie den Jungen hatte — aber Nachbarn und Freunde hinterbrachten ihr doch Dieses und Jenes. So war schließlich auch diese Neugier zu ihr gedrungen.

Da Niemand sie aufforderte, sich zu setzen, blieb Pauline stehen. Man wartete darauf, daß sie etwas sagen sollte, denn, daß sie ohne bestimmten Zweck hierher gekommen sei, wurde nicht angenommen.

Das Mädchen hatte die ganze Zeit über die linke Hand unter der Schürze gehalten. Sie hatte dort Gustav's Brief, den sie vorlegen wollte, falls man ihr etwa nicht glauben sollte. Schließlich mußte sie sich entschließen, zu sprechen. Sie begann mit gedämpfter Stimme, ohne Jemanden dabei anzusehen: „Ich komme, und ich soll och einen schönen Gruß ausrichten von Gustaven an Euch Alle.“

Die Einleitung wurde mit Kühle aufgenommen von den anderen Frauen.

„Und er würde och bald nach Hause kommen,“ fuhr Pauline fort.

„Mf de Kirmeß! Wenn se'n Urlaub gahn!“ meinte die Bäuerin.

„Ne, ne! Er wird ganz nach Halbenau kommen.“

„Gustav! derhemde?“

„Er schreibt mirs dohie!“ Damit zog sie die Hand unter der Schürze vor und hielt triumphierend den Brief in die Höhe. „Er hat mers geschrieben.“

„Das wäre. Gustav vun Suldaten wag!“

„Er hat sich zu sehr ärgern müssen mit seinem Wachtmeister. Er will nisch mehr wissen vom Suldatenleben. Nach'n Manöver will 'r nach Halbenau kommen.“

Die Nachricht verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Bäuerin vergaß auf einmal ganz, daß Pauline eigentlich als eine Verfehmte betrachtet wurde in der Familie. Sie holte das Mädchen heran und räumte ihr einen Platz neben sich ein. Gustav, ihr Lieblingssohn, würde nach Hause zurückkehren! Sie wollte darüber Näheres hören. Pauline mußte erzählen, was sie wußte.

Therese stand inzwischen bei den Schwägerinnen in einer anderen Ecke. Sie betrachtete Pauline mit wenig freundlichen Blicken und murmelte. Die Aussicht, daß Gustav auf den väterlichen Hof zurückkehren werde, war garnicht nach ihrem Geschmack. Sie war diesem Schwager niemals grün gewesen. Sie konnte ihm seine Ueberlegenheit über ihren Karl nicht verzeihen.

Pauline war darüber, der Bäuerin eine Stelle aus dem Gustav'schen Briefe vorzulesen. Der Unteroffizier schrieb, daß es dem Vater wohl auch recht sein würde, wenn er zur Herbstbestellung ein paar Hände mehr auf dem Gute habe.

Da hielt sich Therese nicht länger. „Woas!“ schrie sie dazwischen und trat an den Tisch, „Gustav soit und er will hier bei uns nei! dan grußen Herr'n spiel'n, hier uf'n Gutte rinktmandiren! das mir Andern uns glei verkriechen mechten! das kemte uns grade passen! Da mechten mir am Ende glei ganz verziehn, Karle und ich. — Und hier sei Mensch...“ damit wandte sie sich gegen Pauline, der sie mit den Fäusten vor dem Gesicht herumfuchtelte, „die denkt am Ende, weil se a Kind vun'n hat, daß se schunsten zur Familie zahlte. Su schnell geht das ne! Wenn mer dan sene Frauenzimmer alle ufnahmen wollten, dohie langte's Haus am Ende ne zu. Froit ad in der Stadt a mal nach, mit woas für welchen der Jngang hoat. Oder denkst De etwan, daß der D'ch heirathen werd? Bis ad ne

fu tumm! Der wird a Mabel mit an Kinde nahmen. Lehr' Du mich Gustaven kennen! — Ihr Zweek kimmt ne hier nei, sovill sag'ch... vor mir ne!“

Der wüthenden Person ging vor Erregung der Athem aus. Das Letzte war nur noch heiseres Gurgel gewesen.

Pauline sah da, gänzlich erbläst, mit weit offenen Augen starrte sie Therese an. Zu erwidern wußte sie nichts. Sie war immer so gewesen. Der Rohheit und Ungerechtigkeit stand sie waffenlos gegenüber.

Uebrigens sollte ihr von anderer Seite Hilfe kommen. Der Bäuerin war die Gebuld gerissen; besonders daß Therese es gewagt, Gustav schlecht zu machen, hatte ihren mütterlichen Stolz gekränkt. Sowie die Schwiegertochter sie zu Worte kommen ließ, wettete sie los: Therese solle sich nur nicht einbilden, daß sie hier etwas zu sagen habe. Dem Bauern gehöre Gut und Haus und nicht den Kindern. Sie sollten gefälligst warten, bis die Alten gestorben wären, oder sich aufs Ausgedinge zurückgezogen hätten, ehe sie zu kommandiren ansingen.

Therese ließ sich den Mund nicht verbieten und redete dagegen. Die Bäuerin war, wenn einmal aus ihrer gewöhnlichen Ruhefeligkeit aufgereizt, auch nicht die Sanfteste. So gab es denn ein Keifen und Zetern zwischen der alten und zukünftigen Büttnerbäuerin, daß man es bis weit über das Gehöft hinaus hören konnte. Dabei hatte man ganz die Vorsicht außer Acht gelassen, Ausschau nach dem Vater zu halten. Auf einmal ertönten schwere Fußtritte vom Hausflur her. Mit erschreckten Gesichtern sahen sich die Frauen an. Es war zu spät, das Stäffezug noch zu beseitigen, schon erschien der Bauer in der Thür, gefolgt von Karl.

Der Büttnerbauer war sowieso nicht in der besten Laune. Es hatte ärgerliche Verhandlungen gegeben mit dem Gemeindevorsteher wegen eines Geländers, das der Bauer an seiner Kiesgrube anbringen sollte. Heute war ihm nun von Seiten der Behörde Strafe angedroht worden, wenn er den Bau noch länger unterlasse. Das hatte den Alten in seiner Ansicht bestärkt, daß die Behörden nur dazu da seien, den Bauern das Leben sauer zu machen. In hellem Zorn war er zum Ortsvorsteher gelaufen und hatte dort eine halbe Stunde lang gewettert und getobt. Sein Groll war noch keineswegs verrauht, als er jetzt bei seinen Leuten eintrat.

Nach einigen Schritten ins Zimmer erblickte er die Kaffeekanne auf dem Tische. In den betretenen Mienen der Frauen las er das Uebrige.

Dann fiel sein Blick auf Pauline Stafsner. Er fragte. Was wollte das Frauenzimmer hier? Er zog die Augenbrauen zusammen. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, an die Liebchaft seines Sohnes erinnert zu werden!

Die Bäuerin sah, daß die Lage bedenklich wurde. Erst wenige Tage war es her, da hatte der Bauer erfahren, daß seine älteste Tochter ein Kind erwarte. Der Austritt, den es darüber gegeben hatte, lag den Frauen noch in den Gliedern. Die Bäuerin kannte ihren Eheherrn. Die Andern an der Stirn schollen ihm; ein schwerer Sturm war im Anzuge. Es galt, den Ausbruch zu verhindern.

Sie kam zu ihm herangehumpelt und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Trangott!“ sagte sie, und gab ihrer Stimme den sanftesten Klang, der ihr zu Gebote stand. „Mir han'ch ane Kege Kaffee gekucht; bis ad ne diese! Zu aner Tasse Kaffee an Sunntich Ramittage lang's schun noch!“

Der Bauer räusperte sich. Sie kannte seine Gewohnheiten genau. Das war eine Art von Auslösen; wenn man ihn erst einmal losbrechen ließ, dann wurde es furchtbar. Die erfahrene Frau sah ein, daß sie jetzt einen Trumpf ausspielen müsse.

„Vater!“ sagte sie. „Mir han och ene gutte Nachricht für Dich, ane sibre gutte Nachricht von Gustaven. Den' der ad, ar hat geschrieben, und ar will vun die Suldaten fort. Schun uf'n künftigen Herbst will er nach Halbenau zurück kimma, dar Gustav! Was sagt De denn ann, Mann! Freist De Dich ne? Nu warn mer unsern Jung'n bale wieder ganz in Hause han.“

Die Bäuerin hatte sich nicht verrechnet. Diese Nachricht wirkte bei dem Alten wie ein Tropfen Del

auf erregte Wogen. Gustav nach Halbenau zurück! Die Hoffnung, die er so lange im Stillen gehegt hatte und die sich doch nicht erfüllen wollte bisher, weil der Junge zu sehr am bunten Nocke hing — und nun wurde es doch endlich! Einen solchen Arbeiter auf das Gut und einen so anschlägigen Kopf obendrein, wie sein Gustav war, da mußte doch Alles wieder gut werden! Die tief gesunkenen Hoffnungen des alten Mannes stiegen mit einem Male lustig in die Höhe, als er diese Kunde vernahm.

Der Büttnerbauer machte zwar ein mißmuthiges Gesicht und brumnte etwas, was garnicht nach Freude klang. Aber das war nur zum Scheine. Vor der Familie wollte er sich seine Gefühle nicht anmerken lassen. Darum blieb er auch nicht lange im Zimmer. Nur zum Vorwande stüßerte er in einer Ecke, als habe er dort etwas zu suchen, dann ging er zur Stube und zum Hause hinaus. Unter Gottes freiem Himmel, wo Niemand ihn beobachtete, wollte er sich seiner Freude hingeben.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwerge.

Von Dr. B. L.

In der Frauenklinik in Zürich erblickte im Januar 1896 ein Mädchen die Welt, welches nach der Geburt eine Größe von 40 Centimeter (also etwas länger als die Höhe unseres Blattes) hatte und zwei Kilo wog. Das zarte Wesen erfreute sich einer guten Gesundheit, die es mit kräftigem Schreien bethätigte. Seine Mutter wurde 1868 zu Blathe im weltberühmten Pommeron als die Tochter des ebenso weltberühmten Zwerges „Admiral Piccolomini“ und zwar gleichfalls als Zwergin, 1 1/2 Kilo schwer, geboren und mißt gegenwärtig 80 Centimeter. Die Frau des „Admirals“ war normal gebaut, überaus kräftig und schenkte ihm sieben Kinder, darunter zwei Zwerge. Der Geburtsfall in der Züricher Frauenklinik ist für die wissenschaftliche Welt deshalb von großem Interesse, weil bis jetzt noch nie eine Zwergin ein lebendes Kind gebar.

Menschen von so winziger Größe bilden keine besondere Gattung des Menschengeschlechtes, sondern sind in der Mehrzahl der Fälle als krankhafte Bildungen aufzufassen, als alte Kinder mit nur geringen Lebens-Chancen, während ein geringer Bruchtheil sich mehr normalen Verhältnissen nähert, und diese letzteren sind gleichsam verkleinerte Modelle normal gewachsener Menschen. Andererseits kennt man aber auch im Gegensatz zu den großen Individuen bei den verschiedenen Völkern unseres Erdballes die kleinen Individuen, Zwerge, und kennt somit dank den neuesten Forschungen in der Geographie auch große und kleine Familien und Völkerstämme. In diesem letzteren Sinne spricht man z. B. von Zwergen auf Malakka und Formosa, von Zwergen in den Pyrenäen, den sogenannten „Nanos“, in Marokko und besonders in Afrika, wo der Bayago Lieblingsbeschäftigung die Elephantenjagd mit dem Speere ist. Riesen- und Zwergformen kommen auch unter den Säugethieren, sowohl wilden wie zahmen vor. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß z. B. auf Korfika alle Hausthiere, besonders aber Pferde und Esel, auffallend klein sind. Auch unter den vorhistorischen Menschen, z. B. im sogenannten Schweizerbilde bei Basel hat man während der jüngsten Forschungen Zwerggräber von europäischen Pygmäen aufgedeckt, und diese mahnen daran, daß man nicht überschnell den Sagen jeden Werth für historische Forschung absprechen soll. Die Skelette dieser Menschen hatten durchschnittlich 1424 Millimeter Länge, also ziemlich genau die Größe der afrikanischen Zwergstämme.

Bevor wir zur Besprechung der eigentlichen Zwerge übergehen, erinnern wir uns kurz ihres Gegenfases, der Riesen. Otte, der Riese von Freiwaldau (österr. Schlessen), geboren 1858, war der Sohn normal gebauter Eltern. Er wuchs vom 18. bis zum 23. Jahre sehr schnell, maß in seinem 25. Lebensjahre 214 Centimeter und wog 320 Pfund.



Peter Rhyner aus Glarus maß 190 Centimeter und befand sich bis zum 36. Jahre in bester Gesundheit; dann krankte er acht Jahre bis zu seinem Tode, und während dieser Zeit wuchsen ihm übermäßig Hände und Füße, besonders Finger und Zehen; Blutleere und Ohnmachten waren nicht selten. Solche Riesenformen treten natürlich auch bei Thieren auf. Auf der letzten Landesausstellung in Genf befand sich ein „Riesenchse“ des Freiburger Fleckviehes, der bei seiner Geburt bereits 87 Kilo wog. Die Entwicklung ging so rasch vor sich, daß er nur zwei Jahre zur Zucht verwendet werden konnte. Zur Zeit der Ausstellung war er acht Jahre alt und sein Lebendgewicht betrug bei einer Widerristhöhe von zwei Meter 1850 Kilo. Er wurde noch übertriffen von dem 1877 in London ausgestellten, der ein Lebendgewicht von 2000 Kilo besaß.

Aus der Betrachtung großer Messungsreihen von Menschen, also etwa einer Million einer Altersklasse, ergibt sich mit mathematischer Bestimmtheit, daß eine gewisse kleine Zahl von Zwergen und Riesen vorkommt. Unter 45 421 in 1875 der Obererfakommision in Bayern vorgestellten Militär-

pflichtigen gab es nur 43 zwerghafte Gestalten unter 140 Centimeter, aber nur 4 von auffallender Körpergröße, 3 mit 190, 1 mit 192 Centimeter. Die bekannte Zwergin Miß Millie reichte dem Riesen Thomas Daster nur bis an das Knie, und der Riesen Marianne Behde Taille war so hoch, wie der Scheitel eines mittelgroßen Mannes. In einer Familie im indischen Madras wuchsen die Knaben stets nur bis zum sechsten Jahre, während die Mädchen sich normal entwickelten. Deshalb glaubte der englische Arzt Dr. Grant daselbst, daß die Familie mit Duchesne's Paralysis (Lähmung) behaftet war. Eine polnische Adelsfamilie hatte unter ihren Kindern drei Zwerge, zwei Söhne von 34 und 28 Zoll und eine Tochter von 21 Zoll. Noch kleiner war ein 37 Jahre alter Engländer; er maß nur 16 Zoll. Wie sich bei Zwergen Alter, Gewicht und Größe ausnehmen, zeigt das Folgende: „General Mite“, 16 Jahre alt, wog 6,57 Kilo, war groß 82,4 Centimeter; „Miß Millie“, 12 Jahre alt, wog 6,6 Kilo, war groß 72 Centimeter; „Prinzessin Pauline“, 9 Jahre alt, wog 4 Kilo, war groß 53 Centimeter.

Manche Zwerge besitzen bei der Geburt normale Größe, und erst im Verlauf der Kinderjahre tritt die Wachsthumshemmung ein. Eigentliche Zwergfamilien giebt es nicht, da bei solchen ausgesprochenen Zwergen die Fortpflanzungsfähigkeit entweder vollständig fehlt oder eine sehr beschränkte ist. Kinder aus männlichen und weiblichen Zwergen waren bisher nicht bekannt, und daher ist der anfangs dieses Aufsatzes erwähnte Fall so überaus wichtig. Zum Schluß möchte ich noch eine kurze Notiz über das Nahrungsbedürfnis der Zwerge machen. In dieser Beziehung machten Joh. Raake und C. v. Voit an dem „General Mite“ genaue Studien. Verglichen mit dem erwachsenen Menschen, erwies sich dessen Nahrungsbedürfnis überaus groß. So geringfügig auch die in 24 Stunden aufgenommene absolute Menge von festen und flüssigen Nahrungsbestandtheilen ist, so übertrifft sie doch, auf gleiches Körpergewicht gerechnet, bei Weitem das Quantum, welches ein normal großer Mann genießt. Reduzirt auf jedes Kilo Körpergewicht nahm der Zwerg beinahe doppelt so viel Eiweiß und zweieinhalb Mal so viel stickstofffreie Substanz zu sich, als ein normaler Arbeiter.

### Aus dem Papierkorb der Zeit.

**Carno vale.** (Zu unserer Wille.) „In aller Welt, Mensch, was soll denn das wieder einmal bedeuten?“ rief ich aus, als ich gestern Nachmittag bei meinem Freunde Zippel ins Zimmer trat und ihn unter die neueste Ausgeburt seiner Phantasie in zierlichen Lettern sein Carno vale! schreiben sah.

„Was das bedeuten soll?“ fragte er ganz erstaunt.

„Ja, wie soll ich denn das wissen!“

„Na, da hört sich denn doch Verschiedenes an.“ entgegenete ich ihm entrüstet. „Wenn die Herren Künstler von heutzutage glauben, daß sie dem Publikum jedweden Unsinn für geniale Gedankenarbeit anbieten dürfen, kann nächstens jeder Esel zu Pinsel und Palette greifen und seinen Unverstand in Bild und Farben wiedergeben.“

„Witte!“

„Nein, durchaus nicht. Oder Du mußt doch wenigstens sagen können, wie Du auf diese neueste, absonderliche Idee gekommen bist.“

„Aha, wie ich darauf gekommen bin? Siehst Du, das klingt schon ganz anders. Und dieses „Wie“ will ich Dir gern erzählen.“

„Es war gestern Maskenball, der letzte vor der tristen Fastenzeit, an deren Eingangsthor in großen Lettern die trübe Inschrift steht: Carno vale, Aho Fleisch und Fleischeslust! Und wenn ich auch nicht zu jenen Frommen gehöre, die von heute ab in Saft und Asche Buße thun, so zog es mich doch ebenso stark wie sie nach den glänzenden Sälen des „Elysiums“, um dort im bunten Gewirr der tausend und abertausend glänzenden Masken für wenige Stunden nur des Erdenbaiseins Last und Mühsal zu vergessen.“

Und das war ein Leben, ein Tanzen, Springen, Ausgelassenheit, daß Einem das Herz aufging, so voll, und der Beutel, so leer er war. Aber geachtet wurde darum doch und getollt bis zum frühen Morgen.

Es war gegen sechs Uhr früh, als ich mich endlich einsam und allein auf den Heimweg machte. Rings in den Gassen, die ich heimlich zu meiner Wanderung benutzte, braute dicht über der kalten Erde ein weißer, feuchter Nebel, und weil ich vermeinte, darin wie in einem Moor zu versinken, hob ich ein Bein nach dem anderen hoch empor, daß ich mir endlich einbildete, ein langatmiger Storch zu sein, der bedächtlich sein jumpyiges Revier durchschreitet.

Und diese Vorstellung wurde so mächtig in mir, daß sie mich bis in meinen langen, schweren Morgentraum verfolgte.

Aber anstatt des Nebels sah ich auf einmal tausend und abertausend weiße Masken mich umgrinsen; die dehnten sich aus vor meinen Blicken wie der Sand an ferner, einsamer Klippe.

Und Der sie in immer neuen Schaaeren, in immer dichteren Mengen an den Strand warf, war ein dunkles, tobendes Etwas — das Meer des Lebens, das nichts von buntem Tand und fröhlich-tolltem Maskenspiel.

Aber mich kümmerte es nicht; ich stand erhaben über seinem Grollen stolz und grabitätsch da, bis mich auf einmal ein weißes Federvieh — ich glaube eine Gans — aus meinem Sinnen weckte.

Die schnarrte und schnatterte auf mich ein, wie gestern Abend meine alte Tante, die außer sich gerathen war, daß ich auf — auf einen Maskenball, zu solch einem länderhaften Vergnügen ausziehen wollte.

Aber je mehr die Dide vor mir zeterte und schimpfte, desto behaglicher wurde mir zu Muthe, und um sie zu

ärgern, ließ ich am Ende gar einen Heiligenschein über meinem Scheitel gaukeln.

Da wurde aus der Schnatterstimme auf einmal eine wirkliche Menschenstimme, und wie ich erschreckt die Augen aufriß, stand meine dicke, fromme Tante im weißen Morgenhabit vor mir und schimpfte und witterte über meine Faulheit.

Und nun wußte ich, wer die Gans gewesen war; und Carno vale! schrie ich die Tante an, daß sie sofort auf und davon stöh, und sprang aus dem warmen Bett, um meinen tollen Traum zu Papier zu bringen.

Und da hast Du ihn; er mag schon ein bißel verrückt ausschauen; aber ich denke, den Kindern des Starnevals, der übermüthigen Falschingslaune wird man denn doch etwas zu Gute halten.“

**Voltaire über die Gotteslästerung.** Im vierten Bande seines Dictionnaire philosophique erörtert Voltaire in einem längeren Aufsatz Wesen und Geschichte der Gotteslästerung. Manche von seinen Ausführungen sind so zutreffend und interessant, wie auch für die milde, vorurtheilsfreie Denkart einer Zeit, auf die heute so Viele mit Stolz und Verachtung herabsehen zu dürfen glauben, charakteristisch, daß sie wohl die Wiedergabe eines kurzen Auszugs aus dem Aufsatz in freier Uebersetzung zu rechtfertigen vermögen.

Auf die Gotteslästerungen, die in der Trunkenheit, im Zorn, im Uebermuth, im Eifer eines unbedachten Gesprächs begangen werden, sind von den Gesetzgebern viel zu geringe Strafen gesetzt. Der Verfasser der instituts au droit criminel bemerkt zum Beispiel, daß die französischen Gesetze eine einmalige Gotteslästerung mit einer Geldbuße ahnden, die im Wiederholungsfall, beim dritten und vierten Male verdoppelt, verdreifacht und vervierfacht wird. Beim fünften Rückfall wird der Schuldige an den Pranger gestellt, beim sechsten stellt man ihn gleichfalls an den Pranger und reißt ihm die Oberlippe mit einer glühenden Zange ab. Beim siebenten Rückfall wird ihm die Zunge ausgerissen. So will es das Gesetz vom Jahre 1666.

Die Strafen sind fast stets willkürlich bemessen; dies ist ein großer Mangel in der Rechtsprechung. Indes läßt dieser Mangel andererseits der Gnade, dem Mitleid freien Spielraum — und dieses Mitleid verbürgt eine strenge Gerechtigkeit, denn es wäre unsehrlich, eine jugendliche Aufwallung mit Strafen zu belegen, wie sie Giftmischer und Vatermörder erdulden. Ein Todesurtheil für ein Vergehen, das nur einen Verweis verdient, ist ein mit dem Nichtschwert begangener Mord. Es ist wohl nicht überflüssig, zu versichern, daß, was in dem einen Lande Gotteslästerung war, im anderen oft als Frömmigkeit galt. Nehmen wir an, ein Kaufmann aus Tyrus sei in Kanopus gelandet und habe Aergerniß daran genommen, daß man einen Vogel, eine Krage, oder einen Vock in feierlichem Aufzuge einbergetragen und verehrt habe. Vielleicht hat er auch ungezieltlich von Isis, Osiris oder Horus gesprochen, oder den Kopf weggenommen, oder sich nicht beim Aufzuge der Prozession mit dem Phallus auf die Kniee geworfen. Er sagt beim Essen seine Meinung offen heraus; er singt ein Lied, in dem türkische Matrosen mit den ägyptischen Albernheiten ihren Spott treiben. Eine Aufwärterin hört ihm zu; ihr Gewissen erlaubt ihr nicht, ein so fürchtbares Verbrechen zu verschweigen. Sie zeigt den Schuldigen sofort

bei dem ersten Richter an, der das Bild der Wahrheit auf der Brust trägt. Der Gerichtshof verurtheilt den tyrischen Gotteslästerer zu einem schimpflichen Tode und konfiszirt sein Schiff.

In Tyrus wird dieser Kaufmann als einer der frömmsten Männer Phöniziens angesehen worden sein! Ruma Pampilius weiß, daß sein kleines Häuflein Römer eine Sklavustierbande ist, die rauben, wo sie können und was sie finden — Kinder, Dammel, Geflügel, Weiber. Er theilt ihnen mit, daß er die Nymphe Egria in einer Grotte gesprochen habe und daß sie ihm Geleise von Jupiter überbracht habe. Die Senatoren behandeln ihn zuerst als Gotteslästerer und drohen ihm an, ihn vom tarpeischen Felsen hinabzustürzen. Ruma verschafft sich einen mächtigen Anhang. Er besichtigt die Senatoren, die mit ihm die Grotte der Egria besuchen. Sie spricht zu ihnen und befehrt sie. Sie befehren Senat und Volk. Bald ist Ruma kein Gotteslästerer mehr: Dieser Name wird denen zu Theil, die die Existenz der Nymphe bezweifeln.

Es ist recht betrübend, daß das, was in Rom, in Loretto, im Reich der Domherren von San Gennaro Gotteslästerung ist, in London, in Amsterdam, in Stockholm, in Berlin, in Kopenhagen, in Venn, in Basel, in Hamburg, als Frömmigkeit gilt. Es ist noch betrübender, daß man sich in demselben Lande, in derselben Stadt, in derselben Strafe gegenständig als Gotteslästerer behandelt.

Giebt es denn unter den zehntausend Juden in Rom auch nur einen einzigen, der nicht den Paps als Oberhaupt der Gotteslästerer betrachtet? Und glauben nicht die hunderttausend Christen, die Rom an Stelle der zwei Millionen Verehrer des Jupiter, die dort zur Zeit Trajans lebten, bewohnen, daß die Juden sich Sonnabends in ihren Synagogen versammeln, um Gotteslästerungen anzustößen? — Man klagte die ersten Christen wegen Gotteslästerung an — aber die Bekenner der Religion des alten römischen Kaiserreichs, die Verehrer des Jupiter, die die ersten Christen der Gotteslästerung zichen, wurden endlich unter Theodosius dem Zweiten selbst als Gotteslästerer verfolgt. Dryden sagt:

„So wills Parteiengest! Von blinder Wuth entflammt

Verdammt Du heut den Feind, bist morgen selbst verdammt!“

### Schnikel.

Der Eigennutz spricht jede Sprache und spielt jede Rolle, selbst die der Uneigennützigkeit.

Die Verachtung des Reichthums war bei den Philosophen ein verborgener Wunsch, ihr Verdienst, an der Ungerechtigkeit des Schicksals sich durch Verachtung eben der Güter zu rächen, die es ihnen verweigerte. Es war ein Geheimniß (Geheimmittel), sich vor den Demüthigungen der Armuth zu schützen. Es war ein Umweg, um zu dem Ansehen zu gelangen, das sie durch Reichthum nicht besitzen konnten.

De la Rochefoucauld.

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstraße 90, richten.